Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 10 (1920)

Heft: 10

Artikel: Das Wiener Kind

Autor: Alexander, Friedrich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634603

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hockey-Match in Gstaad. (Phot. J. Naegeli, Gstaad.)

gezogen von rennlustigen Pferden mit munterem Geschell. Andere, Damen und Herren, ziehen dem Fahren einen Ritt durch die sanfte Schneebahn vor. Wenn der Völkerbund in Versailles auch so aussähe wie hier, in dieser Internationale, wären wir Helvetier willig, beizutreten.

Bei diesem Treiben, wo gesunde Luft und Frohsinn die Wangen röten und die Augen leuchten lassen, gedachte ich der biederen Schweizermänner, welche jeden Sonntag, den Gott gibt, und jeden Feierabend benutzen, um im Tabaksqualm dem edlen Jaß obzuliegen zur Förderung ihrer Gesundheit. Die Freude an der Natur überläßt man den Fremden und den Kindern, welche noch nicht bechern und jassen dürfen.

Nun, meinetwegen; jeder singe: „Freiheit, die ich meine; ich singe mit.

Rückkehr naht; der Elektrische rollt heran. Auf Wiedersehen im Sommergewande, gelehrter Freund und schönes Saanenländchen! Viel Freundliches habt ihr mir geboten; aber man taucht es nicht alles in Druckerschwärze. Nur der Besucher wird es finden. F. B.

Das Wiener Kind.

Von Friedrich Alexander, Bern.

F . . ., den . . . 1920.

Verehrte Freundin!

Schon wochenlang verfolgt mich Ihr Wunsch, ich möchte Ihnen einmal „etwas Faßliches und Klares" über den Expressionismus der jungdeutschen Literatur sagen. Ich hatte, um Ihren Wunsch erfüllen zu können, bei meinem Buchhändler allerlei Expressionistisches bestellt. An stillen Abenden wollte ich mich darein versenken. Die Versuche verlangten große Selbstüberwindung. Aber was tut man nicht, um einer verehrten Frau gehorsam zu sein! Doch bin ich trotz allem heißen Bemühen nicht in der Lage, Ihnen „etwas Faßliches und Klares" über den Gegenstand zu sagen. Ich halte nämlich dafür, daß dieser Expressionismus sehr unfaßlich und unklar ist. Oder bin ich es? Jedoch gibt man sich nicht so ohne weiteres selbst auf. Meinerseits möchte ich also feststellen, daß der Mangel auf Seite der Jungdeutschen liegt. Ihre Offenbarungen sind mir derart ein Buch mit sieben Siegeln, daß ich sie nicht einmal mit Spott und Hohn übergießen kann. Da verstummt auch Kritik. So unfaßbar, undurchdringlich ist das! Vielleicht geht mir aber später doch noch ein Licht auf, so daß Sie immer noch hoffen können, eines Tages den erbetenen Essay zu erhalten. Hätte ich nichts Anderes auf dem Herzen, so hätte ich gar nicht gewagt, Ihnen dieses klägliche Resultat zu bekennen. Aber ich habe vollgültigen Ersatz.

Ja — das Andere! Ich weiß, Sie werden sich königlich darüber freuen. Denn Sie bekommen wieder einmal — wie gewöhnlich — Recht.

Wir saßen im Hause meines Freundes Dr. Martin beisammen. Die Abendrunde, von der ich Ihnen schon oft erzählte. Wein, Zigarren, Musik, Debatte. Eben hatten wir Schubert gespielt, und nun war die Rede von Wien.

Ich wandte mich an die Herrin des Hauses, die schöne, lebensfrohe Frau Jutta. (In Wirklichkeit heißt sie Martha, aber sie läßt sich Jutta nennen; sie schwärmt sehr für diesen Namen.)

„Eigentlich könnten Sie auch ein Häuflein Juristenkinder aus Wien kommen lassen. Sie haben ja so viel Platz!"

„Eigentlich, so! — Uebrigens haben wir auch schon davon gesprochen, gelt Hans. Aber so einfach ist die Sache nicht. Es gibt so manches, was Ihrem „Eigentlich" im Wege steht. Erstens müßte man eigene Kinder haben, damit es fremden gemütlich und heimatlich werden kann. Ich habe Angst davor, vor allem Erzwungenen, Steifen. Man weiß ja gar nicht, wie man zueinander paßt."

„Man muß auch etwas sagen können, Frau Doktor," sagte ich. „Kinder sind Kinder. Da findet sich rasch der Uebergang und Anschluß."

„O — wie er spricht! Als wüßte er —, als hätte er —, so ein Junggeselle! Ja, mein Lieber, Sie haben gut reden. Sie kommen gar nicht in die Lage, sich mit der Frage wirklich und ernstlich auseinanderzusetzen!"

Ich streckte besiegt die Waffen. Man ergibt sich den Frauen viel zu schnell.

Beim Abschied sagte Frau Jutta anzüglich, spottend: „Gehen Sie mal voran mit dem Wagemut. Wir kommen dann nach. Ueberwinden Sie mal alle Bedenken!"

Das tat ich gründlich in ein paar schlaflosen Stunden.

Am andern Morgen, bevor ich auf das Gericht ging, stieg ich ins obere Stockwerk. Hier wohnt die Witwe eines Lehrers mit ihren drei Knaben, eine vortreffliche Frau, Mutter und Erzieherin. Als sie mir öffnete, erschrak sie. Es ist ein fluchwürdiges Schicksal, Jurist und erst noch Gerichtsmensch zu sein. Die Ahnung eines Unangenehmen, Häßlichen geht vor einem her als fanatischer Herold. Ich beruhigte die Frau und brachte mein Anliegen vor.

„Ich möchte gerne das Kind eines Wiener Kollegen als Feriengast einladen. Nun geht das bei mir nicht gut, da ich keine Familie habe. Ich dachte, Sie würden das Kind vielleicht auf meine Kosten in Ihren Familienkreis aufnehmen. Könnten Sie sich dazu entschließen?"

In den guten Augen der Frau stand ein freudiges Licht.

„Wie gerne!", sagte sie. „Das war auch mir ein lieber Wunsch. Aber Sie wissen ja," fuhr sie etwas zögernd fort, „ich habe keine leichte Aufgabe mit meinen Jungen. Und die Zeiten sind schwer."

Ich dankte, und wir besprachen noch Einzelheiten. Als ich mich zum Gehen anschickte, bat sie befangen und errötend: „Wenn es nur ein Mädchen sein könnte. Ich möchte so gerne ein Töchterchen haben!"

„Wir wollen sehen," versprach ich lachend. Daran, ob Mädchen oder Knabe, hatte ich noch gar nicht gedacht.

Während der Mittagspause sprach ich durch das Telephon Frau Doktor Martin. „Ich werde mich also melden für ein Wiener Kind."

„Gut, wir auch!" war die fröhliche Antwort.

Da ich gerade wegen einer wissenschaftlichen Arbeit mit einem Wiener Juristen in brieflichem Verkehr stand, äußerte ich unsere Wünsche und bat um Vermittlung. Mein Kollege schrieb, er wolle uns sein Töchterchen anvertrauen. Eine Aenderung wäre für das Kind auch seelisch nötig. Er habe kürzlich seine Frau verloren, die leidend und erschöpft an einer zu frühen Geburt gestorben sei. Es hat mich selten etwas so erschüttert wie dieser Brief eines Vaters, der froh ist, sein Kind fortgehen zu lassen, weil er, selber krank und gebrochen, ihm nichts mehr sein kann.

Nach Wochen kamen die unserm Städtchen anvertrauten Ferienkinder. Wir nahmen sie am Bahnhof in Empfang. Doktor Martins gleich vier, wir das unsere. Diese Kinder, mein Gott! Martin und mir liefen Tränen über die Wangen. Die Frauen waren stärker, sie gingen ganz in Mütterlichkeit auf. Wir schämten uns! Ertrugen den Blick dieser wissenden Kinderaugen nicht! Diese Kleinen wußten, was Hunger und Kälte ist. Wir wußten es nicht. Unsäglich ist das!

Nun haben wir Kinderlose unsere Kinder. Und ich sage ganz besonders — ich habe mein Kind!

Melanie ist ein feines, zierliches Mädelchen. Eine kleine Schönheit trotz aller Verwüstung des Elends. Ein reizvolles Gesichtchen unter schwarzen, seidenen Haaren; unter dunkeln Brauen und Wimpern hellblaue Augen.

Sie ist unsere Freude, unser Glück. Ihre neue Mama strahlt vor Stolz über die Tochter. Die Jungens umhegen sie mit ausgesuchter Ritterlichkeit und Höflichkeit und wetteifern, die Schwester Wien vergessen zu machen. Kostbar, wie sie sich anstrengen, gut deutsch zu sprechen! Sonntagnachmittag gehen wir alle zu Doktor Martins. Schokoladegelage. Ist das ein Betrieb! Frau Doktor (sie läßt sich jetzt wieder „Martha" rufen) ist noch ganz Kind. Und auch der Freund und ich sind wieder Kind mit Kindern.

Das Schönste aber sind die Abende. Wenn die drei „Brüder" ihre Schulaufgaben machen müssen — widerwillig und seufzend — kommt Melanie zu mir. Sie läßt sich in das kleine Bibliothekzimmer führen und wartet da im Klubsessel auf mich. Ganz Dame, ganz Wienerin von einer fabelhaften Gewandtheit und natürlichen Sicherheit im Verkehr. Ich habe oft das Gefühl, schrecklich unbeholfen vor ihr dazustehen. Ich biete ihr den Arm. Wir gehen in mein Studio. Melanie spielt gut Klavier. So nehmen wir jeden Abend vierhändige Sachen durch: Haydn, Mozart. Nachher muß ich stets noch einen Schubert singen. Es ist einfach köstlich. Meine kleine Freundin sagt „Onkel" zu mir, und, wenn sie kommt oder geht, bekomme ich einen Kuß. Sie weiß von ihrem Papa, daß sie mein Gast ist und nur oben wohnt, weil ich tagsüber keine Zeit für sie habe. Mein Leben ist um vieles sonniger und reicher geworden.

Nun lachen Sie mich aus, verehrte Freundin, und sagen, ich sei verliebt. Es ist so. Ich darf gar nicht daran denken, daß eines Tages Melanie nicht mehr da sein wird, unser holdestes Mädelchen.

Aber nun sehen Sie — zum Schluß komme ich darauf zurück — Sie behalten Recht. Das Schönste und Heiligste des Lebens sind Kinder. Hören Sie, ich verkrusteter Junggeselle sage es, wie Sie es immer sagten. Ich habe mich bekehrt. Und so erhalten Sie die glänzendste Genugtuung für meine frühere Hartnäckigkeit und Widersetzlichkeit. Ich will mich herausheben aus dem trüben Nachhängen an einer einstigen, bittern Enttäuschung. Ich will wieder glauben, daß doch noch irgendwo ein Glück der Liebe auf mich wartet. Ich will es sogar suchen, will die Hände darnach ausstrecken und es fassen, wenn ich ihm begegne. Ich kenne es ja so genau. Es trägt die Züge der kleinen, süßen Melanie.

Sind Sie nun zufrieden mit mir, auch wenn ich so schrecklich dumm bin, das Wesen des neuesten Expressionismus nicht erfassen zu können? Haben Sie doch wieder einmal Recht bekommen! In herzlicher Verehrung Ihr . . .

Erste Skifahrt.

Skirast. Schöne, weite Hochlandwelt! So tief still ist es um mich. — Müd' geworden von dem langen Aufstieg und der heißen Märzsonne liege ich auf dem Rücken mitten im kühlen Pulverschnee und lasse den Höhenwind um mich spielen, leis' und schmeichelnd. So schön ist das alles, diese schimmernden Felder mit den dunkelschattigen Skispuren, die Alphütten, die ihre Winterhäubchen tief über die Ohren gezogen haben, daß nur noch schelmisch ein braunes Lächeln hervorguckt, eng gedrängt wie eine Pilzschar im Sommerwalde. Und die Tannen hoch am Hang vor mir! Sie gleichen Wanderern, die den Berg hinaufklimmen und doch immer wieder rückschauend und staunend stehen bleiben müssen. Voll Bewunderung sehe ich aus der jähen Höhe einen kühnen Bogenlauf sich talwärts schwingen. Wie herrlich diese Abfahrt gewesen sein muß! Und wie feurig sie den schroffen Bergtrotz überwindet, diese schöne, stolze Linie! Sie lockt und zieht! . . . Beinahe will die Wanderlust über mein Träumen siegen. Ein prüfender Blick auf meine abgeschmallten Ski. Aber die strecken ihre Spitzen so wohlig in den blauen Sonnenhimmel und liegen so glückselig in dem weichen Schnee, daß ich beschließe, ihrem Beispiel noch ein wenig zu folgen. Wir haben's ja so gut. Wo könnte das Schweigen noch schöner und inniger sein? Ich schaue in die tiefe Bläue über mir, in die das Auge sinkt wie in tausend Glockenblumenkelche, und denke, welch namenloses Glück hier schwingt: im feinen Wehen von den Gletschern her, im Summen in der Luft und dem klingenden Vogelzirpen, das, erschreckt über den eigenen Laut, jäh abbricht. Und die Berge! Diese großen, stillen Wächter. Sie stehen da wie Engel dieser unsäglich süßen Hochlandeinsamkeit, und ihr leiser Wind ist wie Flügelwehen . . . .

Abfahrt. Es ist eine wilde Fahrt, aber schön! Ich vergesse alle Stemmbogenvorsätze und fahre frisch los, sausend hinunter und im Schwung den nächsten Hügel hinauf. Wonnig ist das Gefühl, sich so sanft und mühelos hinauftragen zu lassen. Da ich also alle Bogen und sonstigen Skihilfsmittel total vergessen habe und sich auch meine Ski ihrer nicht mehr zu erinnern scheinen, muß ich mich jedesmal mit viel Kunst und Mühe umdrehen, wenn ich nicht in allzu nahe Berührung mit den Tannen kommen will. Die schauen mir neugierig und überlegen lächelnd zu und schütteln die weißen Bärte vor Verwunderung über das merkwürdige Menschenkind. Sie geben sich auch gar keine Mühe, mir auszuweichen, wenn es höchste Zeit wäre. Dafür fliege ich hundertmal in den Schnee und komme in die unmöglichsten Situationen. Uebrigens will ich gestehen, daß es wundervoll ist, umzufliegen. Gleich von Anfang an, wenn ich die Katastrophe kommen fühle, bin ich gespannt: Wie wird's wohl diesmal herauskommen? . . . Und es gibt immer neue Variationen des Umsturzthemas. Einmal wende ich eine Fahrt mit einem Schwung, der sich kopfüber und todesmutig in den hochaufstäubenden Pulverschnee stürzt. Ein andermal fliegt mir ein Ski in sausendem Ritt den Hang hinunter — ich bemerke das Unheil zu meinem Entsetzen, wie ich mich wieder einmal von einem besonders rassevollen Sturzflug erholt habe. Noch höre ich es, wie er laut klappernd und hohnlachend im Wald tief unten an die Tannen schlägt . . . tak . . . tak . . . in kurzen Zwischenräumen. Dann Stille, tonlose Stille — wo ist mein Ski? Mühsam hinke ich mit dem einen Getreuen dahin, versinke mit dem andern Bein knietief im Schnee und weiß mir erst recht nicht zu helfen, wenn es abwärts geht und die schrillsten Dissonanzen zwischen dem Ski- und dem Nichtskibein entstehen.